

Synagogen in Baden

Autor(en): **Siegenthaler, Silvia / Kaufmann, Uri R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **73 (1998)**

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Synagogen in Baden

Silvia Siegenthaler, unter Verwendung eines Beitrages von Uri R. Kaufmann, Heidelberg

Die Stadt Baden beherbergte im 19. Jahrhundert eine der ältesten jüdischen Gemeinden ausserhalb von Endingen und Lengnau. Bald wird sich dieser jüdischen Kultusgemeinde die Frage nach einem eigenen Gotteshaus gestellt haben, insbesondere als die Badener Gemeinde kontinuierlich wuchs. Da der jüdische Gottesdienst nicht an einen geweihten Raum gebunden ist, fand sich im «Bernerhaus» an der Weiten Gasse ein erstes Betlokal, bis man im ehemaligen Kasino am Schlossbergplatz, einem 1843 erstellten Gebäude, unterkam. Eine Baukommission der israelitischen Kultusgemeinde legte 1874 ein Projekt für einen Synagogenbau vor, das nicht realisiert wurde. 1879 konnte die Gemeinde ein im Liebenfels gelegenes Stück Land erwerben, um es als Friedhof zu nutzen. Das Haus «zum Schlossberg» blieb bis 1910 Gemeindelokal, davon zeugt der folgende Bericht des aus Litauen stammenden Selig Schachnowitz.

1901 kam Schachnowitz in die Schweiz. Zu dieser Zeit befanden sich in Zürich, Bern, Lausanne und Genf grössere osteuropäisch-jüdische Studentenkolonien. Hier galt für Juden kein Numerus clausus, im Gegenteil, zur Förderung der Studentenstatistik war man seitens der Universitäten auch bereit, Prüfungen abzunehmen, die es auch Kandidaten ohne Maturität erlaubten, sich einzuschreiben. Schachnowitz verdiente seinen Lebensunterhalt als Kantor und Religionslehrer in Endingen. 1908 wandte er sich nach Frankfurt und machte das Schreiben zu seinem Hauptberuf. Er wirkte in der Redaktion des «Israeliten», des 1860 gegründeten Hauptorgans der deutsch-jüdischen modernen Orthodoxie. Schachnowitz verfasste daneben eigenständige belletristische Werke im Sinne der neo-orthodoxen jüdischen Weltanschauung. 1938 konnte er sich in die Schweiz flüchten und fand beim «Israelitischen Wochenblatt» in Zürich Unterkunft. 1952 starb er in Zürich. Sein Bericht, der 1924 im «Israeliten» erschien:¹

«In Baden, auf der Bahnstrecke Basel–Zürich, sprudeln die warmen Quellen von unten herauf ... Wenn man, vom Endinger Walde kommend, den Berg heruntersteigt und sich unten im Kessel zu beiden Seiten der hellgrünen Limat die Hänge

voller Reben, die prächtig umrankten Häuschen mit den blumigen Veranden und dem grünen Giebelwerke dem Auge auftun, fühlt man sich nach Genua oder sonst irgendwo an die Riviera versetzt. Weiter unten in Ennet-Baden erheben sich am Flussbett der Limat, die Quellen in grossen Bassins fassend, die grossen Hotels. Am Rande der Stadt singen Fabriken das harte Lied der Arbeit und in den Gassen rauhen alte Bauten und Schlösser von Konferenzen, Religionsgesprächen und Treubündnissen, von Krieg und Frieden alter, verklungener Zeiten. Das Städtchen an der Limat birgt auch ein Stückchen meiner Geschichte.

Auf dem Wege vom kleinen Bahnhofs zur Innenstadt vor dem grossen Bogentore erhebt sich seitwärts der Schlossberg. Hier bleibe ich eine Weile in beschaulichem Nachdenken stehen.

Es war im Frühjahr 1901, als ich hier sozusagen zuerst festen Schweizerboden betrat. Der Schnee schmolz und rann dem Schlossberg hinunter, der Tag ging zur Neige. Da oben fand ich aber ein Dutzend Menschen, in einer Art Besbamidrasch, zu dem man durch einen dunklen Korridor von der Synagoge aus gelangt, bei der Gemo² versammelt. An der Spitze des Kreises der etwas gedrungene Mann mit dem Jugendfeuer im Auge, aus dem unendliche Güte strahlte. Ich bat ihn, mir ein Hotel für die Nacht zu empfehlen. Er sagte: «Ich bringe Sie selbst hin. Aber dieses Hotel sieht sehr darauf, dass die Gäste dort auch was verzehren. Also werden Sie dort heute Ihr Abendessen und morgen Ihr Frühstück nehmen.» Und er brachte mich ins Hotel, wo ich zu Abend und zu Morgen ass. Es war sein eigenes Haus ...

Öfters begab ich mich seitdem von meinem stillen Dorfe nach diesem Hause auf dem Schlossberg. Und eines Tages stand ich klopfenden Herzens vor dem freundlichen Manne mit meinem ersten Opus – es hiess «Chaim Moschiach»³ –, das ich ihm zur Prüfung vorlegte. Sein Auge lachte noch mehr, der Mund auch, und er gab das Schriftstück nicht aus der Hand. Acht Tage später las ich die Sache im Mainzer «Israelit», sah ich mich gedruckt, zum ersten Male. Dieser Gang zum Schlossberg war entscheidend für mein späteres Leben ...»

Eine Mietzinserhöhung im Gebäude am Schlossbergplatz liess die jüdische Gemeinde erneut an den Bau einer eigenen Synagoge denken. Das Gesuch für Landerwerb an der Rütistrasse stiess bei der Stadt Baden auf Ablehnung. Aus diesem Grunde war der israelitische Kultusverein nach Verlassen des Hauses «zum Schlossberg» gezwungen, vorübergehend im jüdischen Hotel Centralhof⁴ und später in einem Lokal an der Dynamostrasse unterzukommen. Das ehemalige Betlokal am Schlossbergplatz wurde 1911 von den Architekten Dorer und Fuchslin zum Kaufhaus Schlossberg umgebaut. Die gleichen Architekten projektierten im Auftrag der israelitischen Kultusgemeinde einen neuen Synagogenbau an der Parkstrasse. Schliesslich willigten die Behörden ein.



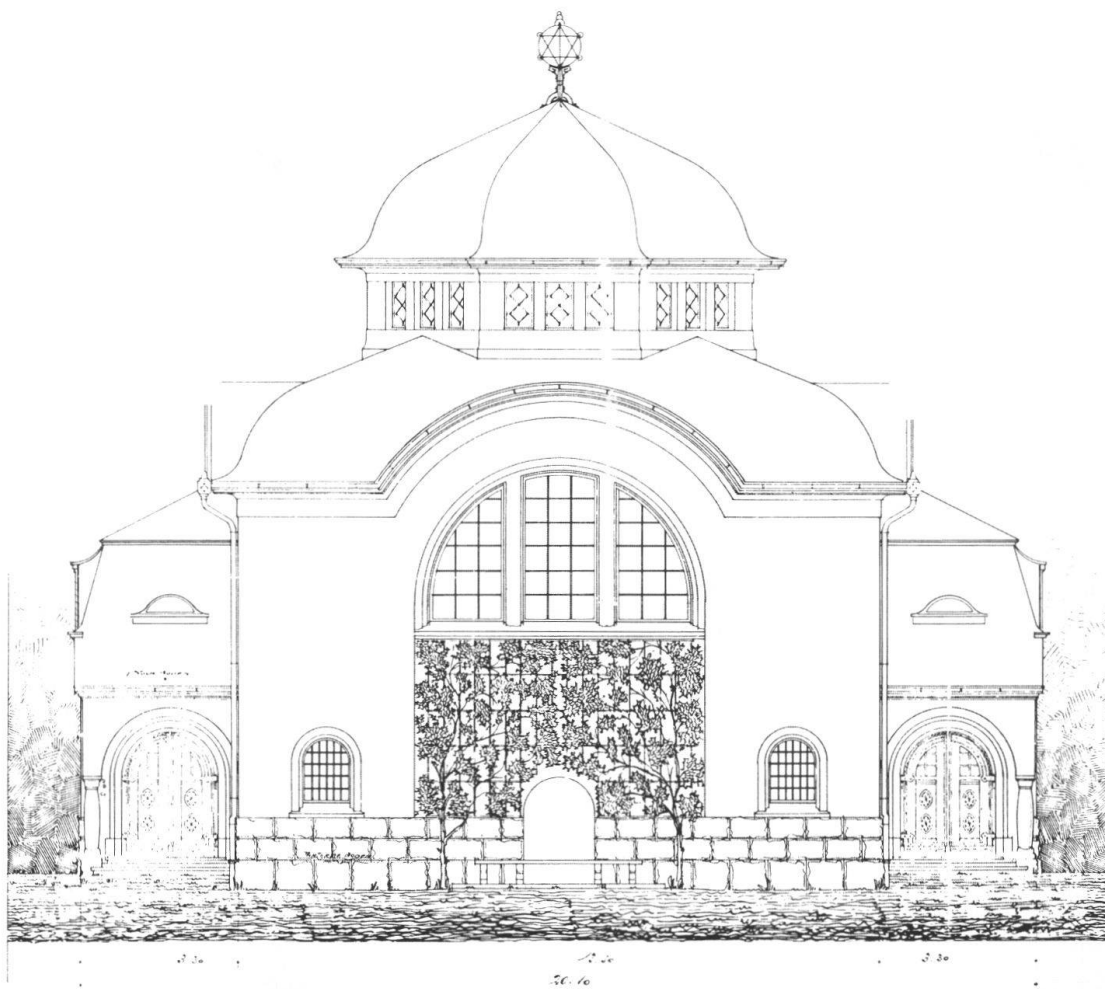
Die Synagoge von 1913
an der Parkstrasse (Foto
Denkmalpflege, Aarau).

Die Architekten Otto Dorer (1851–1920) und Adolf Fuchsli (1850–1925) standen wohl beim Badener Synagogenprojekt vor keiner einfachen Aufgabe. Obwohl ihnen die beiden Synagogen von Lengnau und Endingen als Vorbild hätten dienen können, existierte kein eigentlicher jüdischer Bau- bzw. Kunststil. Die Juden lebten während Jahrhunderten als Minorität in verschiedenen Kulturkreisen und liessen sich in ihren künstlerischen Äusserungen vom jeweiligen kulturellen Umfeld inspirieren. Für den Synagogenbau durften ihnen verständlicherweise nicht christliche Kirchen Pate stehen, weshalb sich die jüdischen Auftraggeber vermehrt an Profanbauten orientierten. Diese Tatsache bot gleichermassen den Vorteil, dass Synagogen sich mehr oder weniger unerkannt in ein Stadtbild integrieren konnten, was den Juden nach allen Pogromerfahrungen aus naheliegenden Gründen ein Anliegen war.

Im Synagogenbau vermochten sich zwei Bautypen vom Mittelalter bis in die Neuzeit durchzusetzen: einerseits die zweischiffige Synagoge, andererseits der Saalbau. Beiden ist im Innenraum die Betonung der Mittelachse, mit zentraler Stellung der Bimah (Vorleseplatz), gemein. Die Emanzipation der Juden hatte auch ihre Auswirkung auf den Synagogenbau. Die Synagogen, die im Anschluss an die Reformbewegung des 19. Jahrhunderts gebaut wurden, veränderten sich in ihrer Innenausstattung und glichen sich teilweise christlichen Kirchen an. Die Bimah verlor dabei ihre zentrale Stellung und wurde als einfaches Lesepult im Osten vor dem Thora-Schrein platziert. Diese veränderte Raumkonzeption brachte eine klare Ausrichtung des Innenraumes nach Osten, wie dies bei christlichen Kirchen der Fall ist. Desgleichen weist die Einführung der Orgel im Synagogenbau auf eine Annäherung der jüdischen und christlichen Kirchenarchitektur. Gleichzeitig begannen die Juden erst jetzt damit, ihre Predigten in der jeweiligen Landessprache und nicht hebräisch zu halten. Eine weitere Forderung der Reformen wurde allerdings kaum umgesetzt, sie verlangte nämlich die Aufhebung der Frauenemporen, was einer Gleichstellung von Mann und Frau im Gottesdienst entsprochen hätte. Die neu entstehenden Synagogen sollten das neue Bewusstsein der Juden zeigen, das heisst die Synagogen durften nun gut sichtbar als repräsentative Bauten errichtet werden.

Der Zentralbau der Badener Synagoge erhebt sich über quadratischem Grundriss und wird von einem achteckigen Kuppelaufbau abgeschlossen. Im Westen ist dem Zentralbau ein rechteckiger Baukörper angegliedert, in dem sich die Gemeinschaftsräume der Kultusgemeinde befinden. Diesem Anbau ist südlich und nördlich ein Vorbau in Form eines Portikus vorgelagert, der den Eingangsbereich der Synagoge markiert. Eine regelmässige dreiachsige Gliederung durch kleine quadratische Fenster strukturiert die Kuppelzone. Das Kuppeldach ist in

SYNAGOGUE FÜR BADEN.
ÖST-FASSADE M.S.T.B. 7:50.



Aufriss der Ostfassade
(Plan der Architekten Dorer &
Füchslin im Besitz der
Israelitischen Kultusgemeinde
Baden).

Form eines Glockendaches gestaltet und von einem schmiedeeisernen Davidstern überhöht. Die Synagoge ist als kompakter Baukörper geschaffen, der aber eher zurückhaltend gestaltet ist. Auffallendstes Element der Fassadengliederung bilden die grossen, ausladenden Thermenfenster, die bis ins Dach hineinkragen und alle vier Seitenwände durchbrechen. Nicht zuletzt durch diese grossflächigen Fenster, die Ruhe und Harmonie ausstrahlen, erhält der Bau einen sehr repräsentativen, grosszügigen Charakter.

Überkuppelte Zentralbauten kamen Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem in Deutschland auf. Allerdings haben diese Synagogen die nationalsozialistischen Ausschreitungen nicht überdauert. In der Schweiz finden sich Kuppelbauten unter anderem im Bereich der Bahnhofbauten. Ein entsprechendes Vergleichsbeispiel fand sich im abgebrannten Bahnhofgebäude von Luzern, das ebenfalls als Kuppelbau mit grossen Thermenfenstern gestaltet war.

Der Kultusraum der Badener Synagoge zeigt eine vorreformerische Raumkonzeption. Obwohl die Synagoge vom Grundriss her als Saalbau bezeichnet werden müsste, gliedern die tragenden Säulen der Frauenempore in drei Schiffe. Zentral plaziert, wie es in Synagogen vor der Reformbewegung üblich war, steht die Bimah, erhöht und mit vier schönen Jugendstilleuchten ausgezeichnet. In der Fortsetzung der zentralen Achse befindet sich an der Ostwand, ebenfalls um drei Stufen erhöht, der Thora-Schrein. Der ganze Innenraum ist in einer wundervollen, harmonischen Jugendstilbemalung dekoriert, die sich in monochromen, warmen Beige- und Brauntönen, die mit Gold durchsetzt sind, auf den Wänden entfaltet. Erst in der Bemalung der vier Zwickel, die mit dem Davidstern geschmückt sind, kommt die Farbe Blau ins Spiel, die in der Folge zusammen mit Gold die Kuppelbemalung beherrscht. Einzig das Dekor der Ostwand, mit einer wunderschönen Bordüre und grosszügigem Muster, tritt aus dem einheitlich gestalteten Raum hervor und betont in dieser Weise den allerheiligsten Bezirk der Synagoge. Auch die Fenster gliedern sich mit ihren farbigen Jugendstilbändern in den Randzonen ins Gesamtkunstwerk der Synagoge ein.

Die in den Jahren 1995/96 renovierte Badener Synagoge ist ein sehr gelungenes, harmonisches Beispiel eines Jugendstilbaus, der in seiner Einheitlichkeit überzeugend wirkt. Die Jugendstilformensprache ist eher zurückhaltend zur Anwendung gekommen, insbesondere von aussen zeigt sich der Bau schlicht und ohne historisierende Reminiszenzen. Das Gesamtkunstwerk findet seinen Abschluss in der Jugendstil-Einzäunung.

Selig Schachnowitz beschreibt die neue Synagoge von Baden folgendermassen: *«Heute liegt der Schlossberg, das einstmalige Zentrum starken jüdischen Lebens, verödet. Gebets-, Lehr- und Rabbinerhaus, in dem die herrlichste der Frauen waltete,*



Innenraum der Badener
Synagoge (Foto Urs
Siegenthaler, Zürich).

sind geschlossen. Ein verwünschtes Schloss, in dessen dunklen Räumen und Ecken es von einstiger Grösse nur raunt und flüstert wie aus den Tiefen einer versunkenen Welt. Aber der Geist ist nicht gewichen, er hat sich nur anderswohin verzogen.

Unten auf dem Wege zu den Heilquellen erhebt sich ein neuer, schöner, moderner Synagogenbau nach allen Gesetzen der Technik und Vorschriften der Tradition, und drinnen am Vorbeterpult und am Katheder wirkt ein Lehrer, der weit mehr ist als das, was man gemeiniglich darunter versteht, ein wahrer Führer seiner Gemeinde und Mehrer ihrer geistigen Substanz, ein kundiger Wegweiser für Väter und Söhne.

Baden hat neben schönem Gottedienste mit allwöchentlicher religiöser Belehrung vortrefflichen Religionsunterricht, gutverwaltete Institutionen, und im <Zentralhofe> versammelt sich in den Winterabenden Jung und Alt, um Vorträgen aus allen denkbaren Gebieten des jüdischen Wissens zu lauschen. Zu all dem wirkt im engeren Kreise ein Rabbi, der in althergebrachter Weise die Jugend im Talmud unterrichtet. Alle jüdischen Lebensmöglichkeiten sind bestens gegeben.

Die Wärme sprudelt von unter herauf, in diesem schönen aargauischen Städtchen, heute noch wie vor dreiundzwanzig Jahren.

Diesen <Zentralhof>, ein mit allem Komfort ausgestattetes und peinlich rituell geführtes jüdisches Hotel, sollten sich jüdische Reisende, insbesondere aber auch kurbedürftige jüdische Familien, denen Wiesbaden verschlossen und andere Bäder zu teuer, zu geräuschvoll sind, oder in jüdischer Beziehung zu wenig bieten, heute, da die Brücke zwischen Mark und Franken wieder geschlagen ist, merken!»

¹ Sch[achnowitz, Selig]: Eine Schweizerreise nach Jahren. Teil II: Baden. In: Der Israelit, Feuilleton Beilage, 24.1.1924. Diese Quelle und die Angaben zu ihrem Autor wurden freundlicherweise vermittelt durch Dr. Uri R. Kaufmann, Heidelberg.

² Gemero: europäisch-jüdische Variante des

hebräischen Wortes «Gemara». Teil des Talmud, Hauptwerk des spätantiken Judentums.

³ Chaim Moschiach: wörtlich «Chaim, der Messias»: Titel einer seiner populären Erzählungen.

⁴ Heute Restaurant Trattoria am Theaterplatz.